
Erika Münster-Schröer

Geschlechtergeschichte, die Quellen und der Kontext

Zur Frauenarbeit in Ratingen und zu der Frage
„Dürfen Männer weinen?“

1. Einleitung: Forschungsparadigmen, historische Fragestellungen und Archive

Zu Beginn der 1990er Jahre stand die damals sogenannte „Frauengeschichte“ hoch im Kurs. Bedingt durch die Hochkonjunktur der Alltagsgeschichte (Stichwort: „Grabe, wo du stehst“) und der damit eng verbundenen Methode der „Oral History“ war das allgemeine Interesse an der Geschichte der „kleinen Leute“, der eigenen Geschichte als Frau, als Arbeiter, als Widerstandskämpfer und Vergleichbares, sehr ausgeprägt und wollte erzählt werden. Das Interesse an der sozialen Lage und dem politischen Verhalten der unterprivilegierten Schichten war gleichzeitig auch ein leitendes Erkenntnisinteresse der Sozialgeschichtsforschung, die seinerzeit als ein führendes Paradigma der Geschichtswissenschaft galt – man denke nur an die „Bielefelder Schule“ um Jürgen Kocka, die die historische Sozialwissenschaft als dazu geeignet ansah, eine Gesellschaftsgeschichte als umfassende Geschichte historischer Gesellschaften zu betreiben.

Die beiden Forschungsparadigmen verstanden sich allerdings ganz und gar nicht – Methoden der „Oral History“ wurden beispielsweise von Jürgen Kocka entschieden abgelehnt, da sie quellenkritisch unhaltbar seien – nicht zuletzt deshalb, weil im Gegensatz zu sozialgeschichtlichen Analysen keinerlei zuverlässige empirische Aussagen gemacht werden könnten und es auch immer mit der Überprüfbarkeit hapere. Darüber hinaus war Kocka der Meinung, Klassen- und Schichtenzugehörigkeit seien für Selbstverständnis, Erfahrungen und Lebenspraxis prägender als die Geschlechtszugehörigkeit, „Klasse“ somit wichtiger als „Geschlecht“. Dass aber Frauen in anderer Weise als Männer von Klas-

senbildungsprozessen begleitet wurden – z. B. im Wahl- und Vereinsrecht, der rechtlichen Gleichstellung überhaupt –, ließ er dabei völlig außer Acht; unberücksichtigt blieb auch, dass Frauen ihre Klassenzugehörigkeit anders erlebten als Männer.¹

Wenn auch diese Diskussionen bei den „Alltagshistorikern“, die vielfach keine professionellen Geschichtsforscher waren, keine große Resonanz fanden, so erkannten sie dennoch sehr schnell, dass allein durch Zeitzeugenbefragungen oder Auswertungen von Fotografien keine hinreichenden Forschungen der Geschichte der „kleinen Leute“ betrieben werden könnten. Daher wurden Ende der 1980er Jahre mancherorts Historikerinnen und Historiker damit beauftragt, archivische Quellen auszuwerten und entsprechende lokalgeschichtliche Untersuchungen auf wissenschaftlicher Basis durchzuführen, die einem breiteren öffentlichen Interesse nachkommen sollten. So bekam die Verfasserin 1989 den Auftrag, im Stadtarchiv Ratingen ein Buch zur lokalen Frauengeschichte zu verfassen. Die Ergebnisse dieser Forschungen flossen in eine größere Untersuchung ein, die sich exemplarisch mit genderspezifischen und sozialhistorischen Fragestellungen unter den Aspekten „weibliche Arbeit“, „Bildung“ und „politische Organisation“ befasste.² Im Rahmen dieser Arbeiten wurde deutlich, dass in den Archiven eine Vielzahl von Quellen auch zur Frauengeschichte bzw. für Gender Studies der Auswertung harrrte.³ Im Folgenden ist

- 1 Beispielsweise seien hier genannt: Jürgen Kocka, Frauengeschichte zwischen Wissenschaft und Ideologie? Zu einer Kritik von Anette Kuhn, in: *Geschichtsdidaktik* 7 (1981); ders., Antwort an David Sabeau, in: *Geschichtsdidaktik* 1 (1986), S. 99–104; ders., Arbeitsverhältnisse und Arbeiterexistenzen. Grundlagen der Klassenbildung im 19. Jahrhundert, Bonn 1990, S. 105–146; Ute Frevert, Klasse und Geschlecht – ein deutscher Sonderweg?, in: Logie Barrow u. a. (Hg.), *Nichts als Unterdrückung? Geschlecht und Klasse in der englischen Sozialgeschichte*, Münster 1991, S. 259–270.
- 2 Erika Münster/Klaus Wisotzky, „Der Wirkungskreis der Frau ...“. Frauengeschichte in Ratingen, Ratingen 1991 (Selbstverlag des Stadtarchivs); Erika Münster-Schröer, *Frauen in der Kaiserzeit. Arbeit, Bildung, Vereinswesen, Politik und Konfession. Eine sozialgeschichtliche Untersuchung am Beispiel einer rheinischen Kleinstadt*, Bochum 1992, auch digital veröffentlicht in <<http://duepublico.uni-duisburg-essen.de/servlets/DocumentServlet?id=21741>> (26.6.2014); dies., *Frauen, Bildung und kleinstädtisches Bürgertum unter Bedingungen später Industrialisierung: Das Beispiel Ratingen 1835–1914*, in: *Zeitschrift des Bergischen Geschichtsvereins* 96 (1993/94), S. 113–133, auch digital veröffentlicht in: <<http://duepublico.uni-duisburg-essen.de/servlets/DocumentServlet?id=21742>> (26.6.2014).
- 3 Auf diese Begriffe soll hier nicht näher eingegangen werden. Der Forschungsansatz der Gender Studies wurde Mitte der 1970er Jahre zunächst in den USA entwickelt. Dabei wurde „Geschlecht“ nicht primär als individuelle Eigenschaft betrachtet, sondern als soziales Verhältnis innerhalb einer politisch und historisch gewachsenen Gesellschaftsstruktur, in welcher das Geschlechterverhältnis im Mittelpunkt stand.

die zentrale Frage: Wie lassen sich geeignete Quellen im Archiv finden? Auf Aktendeckeln der Verwaltung steht gemeinhin nicht „Frauengeschichte“, um nur eine der gängigen Problemstellungen, mit denen sich Archive konfrontiert sehen, zu erwähnen.⁴

Archivare und Archivarinnen betreiben „gesetzmäßig angeordnetes Sammeln“ – ein Blick in das seit 1989 existierende Archivgesetz des Landes Nordrhein-Westfalen genügt, um sich dessen zu vergewissern.⁵ Archivgut soll zeitlich unbegrenzt aufbewahrt, benutzbar gemacht, erhalten und erschlossen werden, so die gängige Definition. Nicht selten taucht bei Ausführungen der Begriff des Gedächtnisspeichers auf – das Archiv als „Gedächtnis der Stadt“ ist ein beliebter Terminus. Archive können zutreffend, in Anlehnung an Pierre Nora, auch als „Lieux de memoires“, als Orte der Erinnerung, angesehen werden, womit ihnen ein symbolischer Charakter zugeschrieben wird, der im Zusammenhang mit dem Begriff der Identität einer Person, einer Stadt oder einer Region gesehen werden kann und somit einen vielversprechenden Ansatz dazu bietet, sich nicht nur auf das Aufbewahren von Quellen zu beschränken, sondern sich aktiv an der Erforschung und Vermittlung von Geschichte zu beteiligen und so nicht nur vielfältige Partizipationsmöglichkeiten für Forschende, sondern auch für Bürgerinnen und Bürger zu ermöglichen.⁶

Individuelle Frauen und Männer werden in den Akten zu den „Hauptakteuren“ oder „Objekten“ eines Verwaltungsvorgangs. Insofern lässt sich hier in gewisser Weise ein Abbild gesellschaftlicher Wirklichkeit exemplarisch (re-)konstruieren. Allerdings besagt das „gesetzmäßig angeordnete Sammeln“ für einen Großteil der Verwaltungsakten, wie sie beispielsweise in einem Kommunalarchiv aufbewahrt werden, gerade nicht, dass alles aufbewahrt werden muss – und in der Vergangenheit war dies, schon allein aufgrund fehlender gesetzlicher Regelungen und der bestehenden Forschungsinteressen, erst gar

4 Vgl. dazu Gisela Bock, *Geschichte, Frauengeschichte, Geschlechtergeschichte*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 14 (1988), H. 3, S. 364–391; Erika Münster-Schröer, *Sammeln, Suchen, Finden: Frauen- und Männergeschichte(n) in Archiven*, in: *Landschaftsverband Rheinland (Hg.), Männersache(n) – Frauensache(n): Sammeln und Geschlecht, Tagungsdokumentation der gleichnamigen Tagung in Oberhausen, Köln 2007, S. 37–41.*

5 *Zum Archivgesetz: Landschaftsverband Rheinland – Archivberatungsstelle Rheinland (Hg.), Archivgesetzgebung und PC im Archiv, Köln 1989, S. 7–46, dort auch Abdruck des Gesetzes in der ersten Fassung; nach Überarbeitung trat 2010 ein neues Archivgesetz in Kraft, das aber für den hier skizzierten Themenzusammenhang keine Veränderungen aufweist.*

6 Vgl. Etienne Francois, Pierre Nora und die „Lieux de mémoire“, in: Pierre Nora (Hg.), *Erinnerungsorte Frankreichs*, München 2005, S. 7–14.

nicht erforderlich.⁷ Das heißt also: Bereits in die Entscheidung, ob eine Akte „kassiert“ oder als aufbewahrungswürdig erachtet wird, fließen und flossen – vielfach unreflektiert – geschlechtsspezifische Bewertungskriterien ein. Es wäre daher wünschenswert, gezielt auch Bewertungen unter dem Gender-Aspekt vorzunehmen.⁸

Die Art der Fragestellung, des Erkenntnisinteresses, ist bei der Auswertung von Archivquellen eine ganz entscheidende. Eine Rekonstruktion von Geschichte aus Archiven hängt zentral von den Fragestellungen an die jeweiligen Quellen ab: „Die Quellen sprechen, wie wir wissen, niemals von selbst. Es ist jeweils der Standpunkt, von dem aus man sie betrachtet oder liest, der sie zum Reden oder zum Schweigen bringt. Er organisiert auch die jeweils in ihnen enthaltenen Informationen.“ So formulierte dies Michelle Perrot in ihrem Vorwort zu dem Band „Geschlecht und Geschichte. Ist eine weibliche Geschichtsschreibung möglich?“⁹ Um Frauengeschichte oder – erweitert – Gender Studies zu betreiben, sind somit zum einen die entsprechenden Quellen selbst erforderlich, die nach der Kommunikationstheorie als Komponenten eines verbalen und situativen Kontextes gesehen werden können. Die Fragestellungen beeinflussen die Auswertungen der Quelle, tragen zur Einordnung der Ergebnisse in den Diskurs der Forschung bei und berücksichtigen auch die Vermittlungsaspekte von Geschichte in der Regional- und Lokalgeschichtsforschung.

Das Tagungsthema „Geschlecht und Region“ verweist aus archivischer Perspektive aber nicht nur auf den „Archivort“ selbst, sondern darüber hinaus auch auf den Begriff des „Raumes“ oder der Region, resultierend aus einem

7 In Hinblick auf die männliche Ausprägung von Forschungsinteressen und die ebenso geprägten, zumeist eingeschränkten Möglichkeiten von Archivnutzungen bis ins 20. Jahrhundert hinein vgl. den emotionsgeschichtlich interessanten Aufsatz von Daniela Saxer, *Geschichte im Gefühl. Gefühlsarbeit und wissenschaftlicher Geltungsanspruch in der historischen Forschung des 19. Jahrhunderts*, in: Uffa Jensen/ Daniel Morat (Hg.), *Rationalisierungen des Gefühls. Zum Verhältnis von Wissenschaft und Emotionen 1880–1930*, München 2008, S. 79–98.

8 Diesen Aspekt kann ich hier nur andeuten, er ist ein eigenes, neues Thema. Vgl. dazu beispielsweise die Veröffentlichung „Methoden und Ergebnisse archivübergreifender Bewertung. Beiträge der ersten Frühjahrstagung der Fachgruppe 1: Archivare an staatlichen Archiven im VdA – Verband deutscher Archivarinnen und Archivare e. V. in Zusammenarbeit mit dem Hauptstaatsarchiv Stuttgart, hrsg. v. Robert Kretschmar, Selbstverlag 2002“, in welcher gender-spezifische Aspekte nicht andeutungsweise aufgegriffen werden.

9 Michelle Perrot, Vorwort, in: Alain Corbin (Hg.), *Geschlecht und Geschichte. Ist eine weibliche Geschichtsschreibung möglich?*, Frankfurt a. M. 1989, S. 15–45, hier S. 22.

verwaltungsgeschichtlichen und geographischen Kontext der archivischen Überlieferung.

In einem erweiterten Verständnis kann der „Raum“ auch als ein sozialer verstanden werden, denn individuelles Handeln hängt, neben den vorgegebenen räumlichen Strukturen, auch von ökonomischen, politischen und sozialen Strukturen ab.¹⁰ Die Berücksichtigung einer „Geschichte des Gefühls“, welche emotionale Räume einbezieht, kann dazu beitragen, innovative Fragestellungen an archivische Quellen zu entwickeln. Anhand zweier Beispiele soll nachfolgend gezeigt werden, auf welche Weise archivische Quellen genutzt werden können, um sie für Gender Studies – Geschlechtergeschichte im Kontext der Regionalgeschichte – fruchtbar zu machen.¹¹

Im ersten Beispiel geht es um die Arbeits- und Erwerbssituation von Frauen um 1900. Wichtige Analyse Kriterien bieten hier die Zugriffe der Sozialgeschichte. Die Auswertung quantitativer archivischer Quellen steht im Vordergrund. Das zweite Beispiel beleuchtet das Rollenverständnis und die Gefühle von Männern am Beispiel von Briefen an eine Lehrerin aus dem Krieg 1870/71, die unter Aspekten der Emotionengeschichte betrachtet werden sollen. Es wird an beiden Beispielen deutlich, dass sich die Forschungsansätze sowohl im Rahmen von Gender Studies als auch für die Regionalgeschichtsforschung als tauglich erweisen.

2. Das Beispiel „Frauen-Arbeit in Ratingen um 1900“

2.1 Frauen-Erwerbstätigkeit

In der „Ersten Frauenbewegung“ des Kaiserreiches meldeten sich zahlreiche Frauen deutlich zu Wort: Forderungen nach Vereinsfreiheit, allgemeinem und gleichem Wahlrecht sowie besseren Bildungs- und Arbeitsmöglichkeiten wurden dabei von zumeist bürgerlichen Frauen artikuliert; in der Sozialdemokratie

10 Vgl. beispielsweise Martina Löw, *Raumsoziologie*, Frankfurt a. M. 2001, angeregt u. a. durch ältere Arbeiten wie: Michel Foucault, *Des espaces autres* [1967], *Hétérotopies*, in: *Architecture, Mouvement, Continuité* 5 (1984), S. 46–49; Henri Lefebvre, *La Production de l'espace*, Paris 42001, (Ersterscheinung 1974).

11 Zu den Begriffen „Regionalgeschichte“ und „Landesgeschichte“, einer Standortbestimmung sowie der Diskussion neuer Forschungsansätze vgl. den Tagungsbericht von Georg Wendt, *Methoden und Wege der Landesgeschichte an der Eberhard-Karls-Universität Tübingen*, Tagung der Arbeitsgemeinschaft Landesgeschichte im Verband der Historiker und Historikerinnen Deutschlands im Juni 2013, <<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=5037>> (26.6.2014).



Abb. 1: Fabrikarbeiterinnen der Baumwollspinnerei Brügelmann, 1915

gab es vehemente Forderungen vor allem nach politischer und gesellschaftlicher Gleichberechtigung.

Eine zentrale Frage für die Situation von Frauen war – und ist noch immer – die „Frauenerwerbsquote“, die zum einen als Indikator für die vorherrschende Rollenverteilung zwischen Frauen und Männern gilt und zum anderen heute als Indiz für die jeweilige Benachteiligung von Frauen in einem Land angesehen wird. In Deutschland liegt heute die Frauen-Erwerbstätigenquote bei 68 % (bei Männern bei 77,6 %), allerdings ist Frauenarbeit eine Teilzeitdomäne – im Vollzeitäquivalent sind es nur 46 %.¹²

Ausgehend von der These, dass die Industrialisierung die Lebens- und Arbeitswelt von Frauen gerade in Bezug auf die Erwerbsarbeit entscheidend beeinflusst hat, soll hier der Frage nachgegangen werden, welche Tätigkeiten Frauen von etwa 1880 bis zum Ende des Kaiserreichs in einer Kleinstadt katholischen Milieus, Ratingen, im Raum Düsseldorf gelegen, ausübten und welche Veränderungen hierbei sichtbar wurden. In diesem Zeitraum erlebte die Industrialisierung durch Impulse vor allem aus Düsseldorf und seinem Umland

12 Vgl. <<http://fakten-uber.de/frauenerwerbsquote>> (26.6.2014).

einen großen Aufschwung, das Wachstum der Stadt war verhältnismäßig groß: Von 1902 bis 1912 nahm die Bevölkerung um ca. 3.000 Einwohner zu, bis 1917 nochmals um 1.000. Die Zahl der männlichen Einwohner über 14 Jahre betrug 1912 5.000 (alle Zahlen gerundet), zugleich gab es ca. 4.000 weibliche Einwohner über 14 Jahre. Insgesamt lebten in Ratingen rund 14.000 Menschen. Somit ist zwischen 1902 und 1917 ein Bevölkerungswachstum von ca. 36 % zu verzeichnen. Die Zuwanderung von zumeist männlichen Arbeitskräften erfolgte aus Holland, worunter sich traditionell auch landwirtschaftliche Saisonarbeiter befanden sowie Zuwanderer aus Belgien, aus der Eifel und aus England (im Rahmen der sich in Ratingen etablierenden keramischen Industrie). Im Jahr 1900 betrug die Ausländerquote etwa 6 %. Aus Osteuropa erfolgte, ganz im Gegensatz zum Ruhrgebiet, so gut wie keine Zuwanderung.¹³

Die Zahl der erwerbstätigen Frauen in der Stadt betrug 1902 15 %, 1912 17 % und 1917 23 %. Diese Statistik wurde auf der Basis der Gemeindesteuerbücher erstellt, die recht gut überliefert sind. Allerdings sind sie nur mit erheblichem Aufwand auszuwerten, da man alle Einträge einzeln auszählen muss. Die Gemeindesteuerbücher sind eine zentrale Quelle für diese Untersuchung. Da sie auf der Basis der Bewohner der einzelnen Stadtstraßen geführt wurden, lässt sich eine soziale Analyse der Einwohnerschaft, bezogenen auf einzelne Stadtviertel bzw. noch kleinräumigere Quartiere, durchführen. Um einen Kontext zu den umliegenden, eher ländlich geprägten Orten der Umgebung, die heute ebenfalls zum Stadtgebiet Ratingens gehören, zu skizzieren, lassen sich ergänzend dazu Adressbücher benutzen, die auch Berufsbezeichnungen enthalten, die sich weiterverfolgen lassen.

Neben ihrem ursprünglichen Zweck dienen die Gemeindesteuerbücher heute gleichzeitig auch als ein lückenloses Einwohnerverzeichnis. Sie bildeten die Grundlage für das Drei-Klassen-Wahlrecht und wurden daher akribisch geführt. Das preußische Einkommensgesetz aus dem Jahr 1891 sah vor, dass ab einem jährlichen Mindesteinkommen von 900 Mark Steuern bezahlt werden mussten. Für das kommunale Wahlrecht konnte das Mindesteinkommen auf 600 Mark, bei einer Steuerleistung von 4 Mark jährlich, festgesetzt werden, so dass der Kreis der Wahlberechtigten erweitert worden wäre, was aber in Ratingen nicht praktiziert wurde. Frauen, die über Grundbesitz verfügten, konnten bei Kommunalwahlen ihre Stimme durch den Ehemann oder den Vater abgeben lassen.¹⁴ Die Ratinger Stadtverordnetenversammlung hatte sechs Abgeordnete in jeder Klasse, 1899 waren in der ersten Klasse 32 Personen wahlberech-

13 Münster-Schröer, Frauen (wie Anm. 2), S. 24 f.

14 Die Wahl erfolgte auf sechs Jahre, allerdings schieden alle zwei Jahre ein Drittel der Verordneten jeder Abteilung aus. Parteizugehörigkeiten spielten keine Rolle, es

tigt, wovon auch 28 das Wahlrecht ausgeübt hatten, in der zweiten Klasse waren 132 Männer wahlberechtigt, wovon 296 das Wahlrecht ausübten, in der dritten Klasse waren 750 Männer wahlberechtigt, wovon 296 das Wahlrecht ausübten. Neben den Frauen waren somit auch die Arbeiter zu großen Teilen von den Wahlen ausgeschlossen; dies ist Ausdruck einer Gesellschaft, die noch weitgehend von Rechtsungleichheit geprägt war. In den Gemeindesteuerbüchern wurden allerdings nur die ledigen, verwitweten oder geschiedenen Frauen, die einer bezahlten Arbeit nachgingen, erfasst. Frauen ab 14 Jahren, die verheiratet und erwerbstätig waren, können durch die Auswertung der Gemeindesteuerbücher nicht ermittelt werden. Vieles deutet jedoch darauf hin, dass sich diese Quote in Ratingen noch in sehr kleinem Rahmen hielt, wie z. B. aus den Akten der Gewerbeinspektion ersichtlich ist.¹⁵

Nach der Statistik des Deutschen Reiches waren 1895 25 % der Frauen erwerbstätig, 1907 waren es 31 %. Die Steigerung ist dadurch zu erklären, dass in der letztgenannten Statistik die Zahl der weiblichen mithelfenden Familienangehörigen mit erfasst wurde, was vorher nicht der Fall war. Ute Frevert geht für den Zeitraum von 1882 bis 1980 von einer beinahe konstanten Frauen-Erwerbsquote von 33 % aus und stellt zutreffend heraus, dass sich diese weniger quantitativ als strukturell verändert hat.¹⁶ Für die zuvor genannten Zahlen der Frauen-Erwerbsquote in Ratingen wurde die Zahl der mithelfenden Familienangehörigen mit berücksichtigt. Zur Ergänzung der Gemeindesteuerbücher wurden weiter die städtischen Verwaltungsberichte hinzugezogen und auf dieser Basis Schätzungen vorgenommen.

Tab. 1: Mithelfende Familienangehörige (Ehefrauen) im Jahr 1899¹⁷

Mithelfende Familienangehörige (Ehefrauen) im Jahr 1899	
Gastwirtschaften, Cafés, Trinkhallen	40
Konditoreien, Bäckereien, Schlachtereien	38
Schlafstellenvermieterin, Kostwirtin	263

waren reine Persönlichkeitswahlen. Arbeiter wurden in der Regel über die indirekten Steuern zur Kasse gebeten, die keine Berücksichtigung beim Wahlrecht fanden.

15 Münster-Schröer, Frauen (wie Anm. 2), S. 40 f.

16 Vgl. Ute Frevert, Frauen-Geschichte zwischen bürgerlicher Verbesserung und neuer Weiblichkeit, Frankfurt a. M. 1986, S. 80 f.

17 Münster-Schröer, Frauen (wie Anm. 2), S. 43.

Mit Hilfe archivischer Quellen ist es somit möglich, das Ausmaß weiblicher Tätigkeiten in einem verdeckten Raum zu ermitteln. Auch heute spielt sich eine Vielzahl solcher Tätigkeiten in einem weitgehend unkontrollierten Sektor ab. Man denke nur an die Tätigkeit von Putzfrauen, die seit 1918 zumeist „schwarz“ ausgeübt wurde, da die Dienstbotentätigkeit mit der Aufhebung der Gesindeordnung keiner gesetzlichen Regelung mehr unterliegt.¹⁸

Tab. 2: Berufe von Frauen in Ratingen 1902–1917¹⁹

Berufe von Frauen	1902	1917
Magd	204	56
Dienstmädchen	2	355
Stütze/Köchin	—	—
Putzmacherin/Modistin	6	14
Näherin/Schneiderin	44	58
Wäscherin/Büglerin	5	12
Geschäfte (Colonialwaren, Manufakturwaren)	13	25
Verkäuferin/Ladengehilfin	26	59
Lehrerin	14	23
Kindergärtnerin, Krankenschwester	2	40
Fabrikarbeiterin	137	301
Kontoristin/Bürogehilfin	1	57
Telefonistin/Telegraphengehilfin	—	6
Lehrmädchen, Tagelöhnerin	—	—
Stundenfrauen	22	141

Ohne diese Aufstellung hier im Einzelnen näher kommentieren zu wollen, wird deutlich, dass Dienstmädchen und Fabrikarbeiterinnen am stärksten vertreten sind, was Anfang des 20. Jahrhundert eine allgemein typische Verteilung war. Der drastische Anstieg der Erwerbstätigkeit im Jahr 1917 ist ohne Zweifel auf den Ersten Weltkrieg zurückzuführen. Die Zahlen gingen nach 1918 wieder auf den Stand von 1912 zurück. Die Bezeichnung „Magd“ scheint im Laufe der Zeit

18 Zu Dienstbotentätigkeiten vgl. die wegweisende Arbeit von Dorothee Wierling, *Mädchen für alles – Arbeitsalltag und Lebensgeschichte städtischer Dienstmädchen um die Jahrhundertwende*, Berlin 1987.

19 Es wurden für die Bezeichnungen jeweils die Quellenbegriffe genommen, also der Eintrag in den Gemeindesteuerbüchern. Ich habe hier nur die Jahre 1902 und 1917 ausgewählt. Eine ausführliche Analyse findet sich in Münster-Schröer, *Frauen* (wie Anm. 2), S. 45 f.



Abb. 2: Damenputzgeschäft, Ladeninhaberin mit Personal, um 1920

generell durch „Dienstmädchen“ abgelöst worden zu sein, der Tätigkeitsbereich jedoch könnte sich verlagert haben: weg von der Landwirtschaft in die kleinstädtischen Haushalte, nicht zuletzt auch als Ersatz für die fehlenden männlichen Arbeitskräfte, die als Soldaten eingezogen worden waren. Zur Frage der Entlohnungen seien nachfolgend kurz einige Aspekte angesprochen. Ein Dienstmädchen verdiente 1902 180 Mark, wobei noch die „freie Station“, also Unterkunft und Verpflegung, dazu kam. Eine „Stütze“ als Koordinatorin für die gesamte Hausarbeit gehörte, ebenso wie eine Köchin, zu den gehobenen Dienstboten des Hauses, was sich an ihrem höheren Jahresverdienst von ca. 500 Mark ablesen lies. Die rechtliche Stellung des Dienstpersonals war bis 1918 durch die preußische Gesindeordnung geregelt, die das Personal verpflichtete, der Dienstherrschaft rund um die Uhr, ohne zeitliche Beschränkung, zur Verfügung zu stehen. Außerdem stand der Herrschaft das Züchtigungsrecht zu. Das vorgeschriebene Gesinde-Dienstbuch, in welches alle Stellenwechsel, Strafen u. ä. eingetragen wurden, wurde durch die örtlichen Polizeibehörden kontrolliert.

Stand bei den bisher hier vorgestellten Quellenauswertungen die quantitative Analyse im Vordergrund, so sei angemerkt, dass man in den entsprechenden Polizeiakten insofern auch qualitative Aussagen findet, als dort festgehalten wurde, warum z. B. Dienstmädchen aus dem Haus ihrer Herrschaft fortgelau-

fen waren. Die in diesen Akten niedergelegten Fälle reichten von leichtem Diebstahl wie dem Stehlen von Strickwolle bis hin zu Vergewaltigungsabsichten durch den Hausherrn und/oder die Söhne des Hauses. Zu den „Realitäten“ des Arbeitsalltages lässt sich hier ebenfalls umfangreiches Material finden.²⁰ Anders stellte sich die Situation für Fabrikarbeiterinnen dar, die in Ratingen überwiegend in der Baumwollspinnerei Brügelmann tätig waren und solchen Kontrollen nicht unterstanden. Sie waren damit rechtlich deutlich besser gestellt; sie waren in einem privaten Arbeitsraum nicht dem unmittelbaren Zugriff der Hausherrnfamilie ausgesetzt und verdienten mit 450 Mark im Jahr zudem mehr als doppelt so viel wie die Dienstmädchen.²¹



Abb. 3: Ida Midell, 18 Jahre lang „Stütze“ der Hausfrau auf dem Hof Obenanger

Grundsätzlich jedoch war das Niveau der Bargeldentlohnung für Dienstmädchen im Düsseldorfer Raum eher hoch – verglichen mit Städten wie München oder Berlin, die in der Lohnskala ebenfalls eher als gut eingestuft werden konnten. Daraus lässt sich schließen, dass eine insgesamt hohe Nachfrage nach Dienstpersonal in der Region bestand. Eine Verkäuferin/Ladengehilfin verdiente 530 Mark und eine Lehrerin 1.000 Mark. Die beiden letztgenannten Erwerbstätigkeiten wurden während des Ersten Weltkrieges vermutlich wegen des generellen Arbeitskräftemangels deutlich besser entlohnt.²² Frauen arbeiteten nun auch in den metallverarbeitenden Betrieben der Stadt, die zuvor ausschließlich Arbeitsplätze für Männer geboten hatten: in den Puddel- und Walzwerken der Eisenhüttengesellschaft, der Kesselproduktion der Dürr-Werke, der

20 Vgl. Münster-Schröer, Frauen (wie Anm. 2), S. 49–85.

21 Die Baumwollspinnerei wurde 1783 gegründet und wurde als erste „Fabrik“ auf dem Kontinent bekannt. In den Gebäuden befindet sich heute das LVR-Industriemuseum Cromford.

22 Münster-Schröer, Frauen (wie Anm. 2), S. 48 f.

Ratinger Maschinenfabrik, welche Fabrikationsanlagen für Brennereien herstellte, den keramischen Werken, in den Metallwerken, welche Stahl-, Kupfer- und Messingrohre herstellten, in der Deutschen Last-Automobilfabrik (ab 1910), der Spiegelglasfabrik – um nur einige zu benennen. Nach dem Ersten Weltkrieg wurden diese Arbeitsplätze wieder zu reinen Männer-Arbeitsplätzen.²³

Frauen durften in Preußen bis 1908 kein Abitur ablegen. Daher blieb ihnen im Bildungssektor lediglich die Ausbildung zur Volksschullehrerin oder zur Lehrerin an einer höheren Töchterschule. Bis 1919 galt auch das Lehrerinnen-Zölibat, d. h. bei Heirat mussten die Frauen aus dem Beruf ausscheiden. Weitere Möglichkeiten, qualifizierte Berufe zu erlernen, gab es für Frauen noch kaum. Im Düsseldorfer Raum waren es vor allem die Einrichtungen Theodor Fliedners in Kaiserswerth, die eine Ausbildung zur Krankenschwester oder Kindergärtnerin ermöglichten, was, wie die Quellen zeigen, auch in Anspruch genommen wurde.²⁴

2.2 Nicht-Erwerbsarbeit – Hausarbeit

Familie und Haus können im wilhelminischen Kaiserreich als Hauptarbeitsplätze der Frauen angenommen werden. Haus und Familie waren der Ort, in welchen Kinder hineingeboren wurden und von wo aus der Lebensweg fast aller Frauen und Männer begann. Diese unbezahlte Frauenarbeit, der nach der Statistik zwei Drittel aller Frauen nachgingen, ist ein Thema, das bedingt durch die fehlende Entlohnung der Arbeit quellenmäßig sehr schwer zu fassen ist, das aber dennoch aufgrund seines Ausmaßes eine zentrale Bedeutung einnimmt.

Hier soll lediglich kurz skizziert werden, mit Hilfe welcher archivischer Quellen und Fragestellungen sich dieser Themenbereich erarbeiten lässt. Grundsätzlich war in einer Ehe der Mann für die Alimentierung seiner Familie zuständig, doch reichte dieser Verdienst häufig nicht aus, so dass zusätzliche Erwerbsmöglichkeiten für die Ehefrauen nachgefragt wurden. Maßgeblich war letztlich das Familieneinkommen, da davon die Arbeitsbedingungen und die Lebenshaltung im eigenen Haushalt entscheidend abhingen.

Familieneinkommen lassen sich z. B. aus Akten rekonstruieren, in welchen es um Gesuche geht, Pflegekinder aufzunehmen (oder „Haltekinder“, wie es die

23 Vgl. Erika Münster-Schröer, *Der Aufbruch in die Moderne – Vom Kaiserreich zur Republik (1871–1918)*, in: Verein für Heimatkunde und Heimatpflege e. V. (Hg.), *Ratingen. Geschichte 1780 bis 1971*, Essen 2000, S. 83–160, hier S. 145–154.

24 Münster-Schröer, *Frauen* (wie Anm. 2), S. 186 f.

Akten ausdrücken). Der Familientypus lässt sich bei allen dazu vorgefundenen Beispielen als ein proletarischer beschreiben, die Ehemänner waren zumeist Fabrikarbeiter.

Die Mütter der Kinder, die diese zur Pflege weggaben, waren alleinstehend, auch ihre Berufe sind angegeben: Maschinenschreiberinnen aus Düsseldorf, Dienstmädchen ebenfalls zumeist aus Düsseldorf oder anderen umliegenden Großstädten sowie Verkäuferinnen sind darunter zu finden.²⁵ Die Motive, ein Pflegekind in eine Familie zu übernehmen, waren weitgehend finanzieller Natur. Anhand von Lebensmittelpreisen, von Akten der Wohnungspolizei sowie der Gesundheitspolizei lassen sich vielfältige differenzierte Aussagen über Frauen der unteren Schichten erarbeiten. Weiter wurden im beginnenden 20. Jahrhundert von staatlicher Seite Maßnahmen zur Bekämpfung der hohen Säuglings- und Kindersterblichkeit ergriffen, die zumeist gut überliefert sind. So hatte beispielsweise der Kreis Düsseldorf-Land auf Betreiben des Düsseldorfer Vereins für Säuglingsfürsorge im Jahr 1909 bereits zwei hauptamtliche Fürsorgerinnen eingestellt, die sich um Aufklärung der Mütter sowie überwachende Maßnahmen der Kindererziehung kümmerten.²⁶

Fasst man die wichtigsten Erkenntnisse in Bezug auf die Familieneinkommen zusammen, so wird für die unteren Schichten ein Zwang zur äußerst sparsamen Haushaltsführung deutlich. In einer Stadt wie Ratingen waren die Mieten vergleichsweise hoch, auch an den Kosten für die Kleidung ließ sich nicht übermäßig sparen. In einer solchen Kleinstadt, in welcher es kein namenloses Proletariat gab, sondern eine selbstbewusste, im katholischen bzw. sozialdemokratischen Milieu verankerte Arbeiterschaft, musste zumindest ein gewisser Minimal-Lebensstandard eingehalten werden, um nicht stigmatisiert zu werden. Die größten Einsparungsmöglichkeiten waren im Bereich der Ernährung gegeben, wo teure, gehaltvolle Lebensmittel durch billigere ersetzt wurden. Hier lag zudem ein Spielraum für die Hausfrau, sie konnte durch Organisationstalent oder Tauschgeschäfte Möglichkeiten finden, bei den Bauern der Umgebung oder bei Leuten, die einen Garten hatten, günstig Lebensmittel zu beschaffen. Ähnlich verhielt es sich mit Nàrarbeiten oder Wäschereitätigkeiten, die sich als Nebenverdienstmöglichkeiten anboten.

Knapp und vorläufig zusammenfassend lässt sich für das vorgestellte Beispiel festhalten, dass es eine Vielzahl geeigneter Quellen gibt, um die Frage nach der Frauen-Erwerbsarbeit um 1900, bezogen auf Räume verschiedener Art – hier überwiegend geographische und soziale – zu beantworten und in

25 Vgl. Münster-Schröer, Frauen (wie Anm. 2), S. 59–63.

26 Ebd., S. 73–80.

einen situativen historischen Kontext einzubetten, der überregionale Vergleichbarkeit gewährleistet.

Wird die Frauenerwerbsquote als wichtiger Indikator für die jeweilige Position der Frau in einer Gesellschaft angesehen, so galt, korrespondierend für Männer, gemeinhin, dass sie nicht „weich“ sein sollten und keine Schwächen zeigen durften – so auch heute noch vielfach die gängige Vorstellung, die zu hinterfragen ist. Als zweites Beispiel der Tauglichkeit von archivischen Quellen für eine Gender-Geschichtsschreibung soll daher mit Hilfe des Ansatzes der Gefühlsgeschichte eine Quellengattung untersucht werden, die einen eher narrativen und subjektiven Charakter hat: Feldpost-Briefe.²⁷

3. Dürfen Männer weinen? – Briefe an Christine Engels oder: Männliche Gefühle im Krieg 1870/71

Dass Männer nicht weinen dürfen oder sollen, war längst nicht immer so. Doch selbst wenn heute Wandlungen in einem solchen Verständnis zu beobachten sind, so ist die ablehnende Haltung zumindest als gesellschaftliches Klischee noch häufig vorhanden, leicht überprüfbar in den Weiten des Internets.²⁸ Emotionalität wurde seit dem Ende des 19. Jahrhunderts zunehmend als Vernunftmangel angesehen, der als weiblich galt, während die „empfindsame Bür-

27 Zu Selbstzeugnissen und Ego-Dokumenten vgl. Andreas Rutz, Ego-Dokument oder Ich-Konstruktion? Selbstzeugnisse als Quellen zur Erforschung des frühneuzeitlichen Menschen, in: *zeitenblicke* 1 (2002), Nr. 2 [20.12.2002], <<http://www.zeitenblicke.historicum.net/2002/02/rutz/index.html>> (26.6.2014). Viele der Überlegungen sind auch für die Zeit des 19. Jahrhunderts brauchbar.

28 Um populäre Informationen dazu zu bekommen, habe ich in die Suchmaschine Google die Wörter „Männer“ und „Weinen“ eingegeben und bekam als erstes in dem „forum goFeminin“ tatsächlich die Frage angezeigt: „Weinen Männer“ – drei Fragezeichen – und weiter die Antwort, die ich hier veranschaulichend wiedergebe: „Hallo, ja blöde Frage, ich weiß. Aber weinen Männer, empfinden sie etwas in ihrem Herz? Sind sie denn genau so zur Liebe und zum großen Gefühl fähig wie wir Frauen? Schmerzt es sie, wenn man ihnen emotional weh tut? Verdammt, warum sind Männer so kühl und warum zeigen sie nie Gefühl? Warum weinen Männer nicht, dann wüsste Frau, dass Mann keinen Stein in der Brust hat ...“ Diese Äußerung stammt aus dem Jahr 2008. Es gab eine ganze Reihe von Antworten in dem Forum, so z. B. aber mehrfach auch „Was kennst du denn für Männer? Klar weinen die“. Siehe <http://forum.gofeminin.de/forum/couple2/_f56365_couple2-Durfen-Manner-weinen.html> (2.6.2014).

gerlichkeit“ des ausgehenden 18. Jahrhunderts männlicher Emotionalität und damit dem Weinen noch mit positiver Einschätzung gegenüberstand.²⁹

„Dass Gefühle nicht erst heute zum Thema populärer und wissenschaftlicher Reflexion geworden sind, ist in Bibliotheken und Archiven verbrieft“, so Ute Frevert, die als Schülerin Jürgen Kockas aus der Sozialgeschichtsforschung kommt und ausgewiesene Expertin für Gender Studies ist. Schon in ihrer Habilitationsschrift, die sich mit der Geschichte des Duells auseinandersetzt, hatte sie männliche Gefühle zum Gegenstand ihrer Untersuchung gemacht.³⁰ Dass „die Intensität und Kraft, mit der Menschen Gefühle empfinden“, kulturell und sozial bestimmt sei, stehe außer Frage. Deshalb, so Frevert, müsse auch die Vorannahme von historischen Untersuchungen, Menschen handelten immer rational und interessegeleitet, angezweifelt werden.³¹

Ausgehend von der Vorstellung polarer Geschlechtscharaktere, in welcher Rationalität zur männlichen, Emotionalität hingegen zur weiblichen Domäne erklärt wird, soll als Quelle der Bestand von Briefen aus dem deutsch-französischen Krieg 1870/71 untersucht werden, die an die Ratinger Lehrerin Christine Engels geschrieben wurden. Während Feldpostbriefe aus dem Ersten und Zweiten Weltkrieg eine recht häufig überlieferte Quellengattung sind, ist dieses ein eher seltenes Konvolut.

Die Korrespondenz ist allerdings nur einseitig erhalten, die Briefe, die Christine Engels an die Soldaten schrieb, sind nicht überliefert. Alle Soldaten hatte sie im Ratinger Lazarett kennengelernt, wo sie von ihr gepflegt worden waren. Es handelt sich um insgesamt 28 Briefe aus der Zeit von September 1870 bis Mai 1871.³² Sie sind dazu geeignet, die Nachrichten der Soldaten über den

29 Vgl. Catherine Newmark, Vernünftige Gefühle? Männliche Rationalität und Emotionalität von der frühneuzeitlichen Moralphilosophie bis zum bürgerlichen Zeitalter, in: Manuel Borutta/Nina Verheyen (Hg.), Die Präsenz der Gefühle. Männlichkeit und Emotion in der Moderne, Bielefeld 2010, S. 41–55, hier S. S. 44 und 50.

30 Ute Frevert, Das Duell in der bürgerlichen Gesellschaft, München 1991.

31 Vgl. Ute Frevert, Gefühlvolle Männlichkeiten. Eine historische Skizze, in: Borutta/Verheyen (Hg.), Präsenz (wie Anm. 27), S. 305–330; dies., Gefühle definieren: Begriffe und Debatten aus drei Jahrhunderten, in: Ute Frevert/Monique Scheer u. a. (Hg.), Gefühlswissen. Eine lexikalische Spurensuche in der Moderne, Frankfurt a. M./New York 2011, S. 9–40, hier S. 10; zur „Männergeschichte als Geschlechtergeschichte“ vgl. auch eine Studie von Martin Dinges, „Hegemoniale Männlichkeit“ – ein Konzept auf dem Prüfstand, in: ders. (Hg.), Männer – Macht – Körper. Hegemoniale Männlichkeiten vom Mittelalter bis heute, Frankfurt a. M. 2005, S. 7–33.

32 Die Briefe sind ediert: Erika Stubenhöfer, „Mit Gott für König und Vaterland!“ Briefe aus dem deutsch-französischen Krieg an eine Ratinger Lehrerin, in: Ratinger Forum. Beiträge zur Stadt- und Regionalgeschichte 7 (2001), S. 69–110.



Abb. 4: Lehrerin Christine Engels, um 1890

Verlauf des Krieges und seiner Schlachten, vor allem aber ihre damit zusammenhängenden Befindlichkeiten und Gefühle zu thematisieren.

Warum wurde die Lehrerin Engels überhaupt zur Krankenpflegerin? 1854 hatte der Orden der Armen-Schwwestern des heiligen Franziskus aus Aachen das seit Langem bestehende Ratinger „Gasthaus zum hl. Geist“ übernommen mit der Verpflichtung, es in ein Krankenhaus umzuwandeln. In den Kriegen von 1864 und 1866 hatte die Oberin Mutter Franziska eine Anzahl von Schwestern unter dem Schutz des Malteser-Ritterordens zu den Kriegsschauplätzen entsandt und desgleichen 1870 gleich nach den ersten Schlachten im deutsch-französischen Krieg. Zusätzlich zu den krankenschwesterlichen Aufgaben in Frankreich boten die Franziskanerinnen

auch an, 30 verwundete Soldaten in ihrem Krankenhaus in Ratingen aufzunehmen. Allerdings erfüllten die Räumlichkeiten nicht die gesetzlichen Anforderungen an Militärlazarette und so wurde schließlich „im Treibhaus des früher Brügelmann'schen Hauses in Cromford“ ein solches eingerichtet. „Vier Schwestern des Krankenhauses walteten, unterstützt durch eine größere Anzahl Damen aus der Stadt, dort mit größter Opferwilligkeit ihres Amtes bis Ende Februar 1871.“ Am 21. August 1870 kam Christine Engels als eine der „ersten Damen“ der Stadt dorthin, wie aus einem Brief hervorgeht.³³

In den Briefen der Soldaten wurde sie angesprochen als „Theuerste Lehrerin“, „Werthestes Fräulein“, „Fräulein Engels, Wohlgeboren“. Aus ihrem überlieferten Totenzettel erfährt man mehr: Sie war im Jahr 1833 in Bonn geboren und katholisch getauft worden. 1850 hatte sie ihr Lehrerinnen-Examen abgelegt und war danach in Köln, Oldenburg und Hamburg tätig gewesen, bevor sie 1857 an

33 Ebd., S. 79.

die katholische Volksschule nach Ratingen kam. Sie blieb 41 Jahre lang an dieser Schule und verstarb 1908 im Alter von 75 Jahren. Aus den Briefen, die sie empfing, als sie 37 Jahre alt war, geht hervor, dass sie an einer schmerzhaften rheumatischen Erkrankung litt. Mehrere der Briefeschreiber erkundigten sich teilnahmsvoll nach ihrem Wohlergehen.

Warum äußerten die Soldaten ihre Gefühle in Briefen an die Ratinger Lehrerin Fräulein Engels? Welcher Art waren die Gefühle und waren sie aufrichtig gemeint? Ist eine solche Frage hilfreich, Erkenntnisse im Rahmen einer „Geschlechtergeschichte mit männlicher Perspektive“ zu gewinnen? Sinnvoll wäre in diesem Zusammenhang, spätere Feldpostbriefe aus dem Ersten und Zweiten Weltkrieg mit den hier vorliegenden zu vergleichen, was aufgrund des Werkstattcharakters dieses Beitrags nicht andeutungsweise geleistet werden kann. Im Zusammenhang mit Feldpost muss immer auch das Ausmaß der Zensur der Briefe einbezogen werden, die im Zweiten Weltkrieg besonders ausgeprägt war. Aber auch frühere Feldpost-Schreiben sind davon nicht ausgenommen gewesen. In der Unterzeile eines jeden Briefes sind Kompanie, Regiment und Standort des Schreibers sowie der Zusatz „Feldpostbrief“ handschriftlich und letzteres unterstrichen vermerkt. Es mag jedoch gut sein, dass von den Prüfern Briefe an eine Lehrerin, die eine Person war, zu welcher man in der Regel größere Distanz hatte als zu engeren Angehörigen, als eher unverfänglich angesehen wurden, so dass nicht so genau hingeschaut wurde, was die Soldaten im Einzelnen schrieben.

Zunächst sollen einige Auszüge aus den Briefen inhaltlich vorgestellt werden, ohne Kommentare zu der jeweiligen militärischen Situation vorzunehmen. Über die Schreiber selbst sind fragmentarische biographische Informationen nur aus den Briefen selbst erhalten. Da die Soldaten nicht aus Ratingen stammten, sondern nur vorübergehend im dortigen Lazarett untergebracht waren, könnten sich weitere Hinweise nur in den Archiven ihrer Herkunftsorte finden. Ihre gemeinsame Verbindung zu Fräulein Engels bestand immer nur darin, dass sie von ihr als Kranke gepflegt wurden, fern ihres Heimatortes und fern ihres militärischen Einsatzortes, so dass die herrschenden „Distanz-Verhältnisse“ für alle Schreiber gleichermaßen galten. Die Rechtschreibung der Briefe wurde wie in den Originalfassungen beibehalten und zeugt von einem Sprachduktus, in welchem die mündliche Rede noch recht deutlich wahrnehmbar ist – selbst wenn der eine sich mehr Mühe gegeben haben mag als der andere, der Adressatin sorgfältig formulierte Briefe zu schreiben. Nicht selten war es auch die knappe Zeit, welche den Soldaten zur Verfügung stand, und vor allem auch ihr dringendes Mitteilungsbedürfnis, das die Handschriften der Soldaten teilweise zwar sehr sorgfältig, oftmals aber eher flüchtig und getrieben aussehen lässt.

Joseph Rothkopf,³⁴ Lager bei Metz, 8. September 1870:

„[...] Wir sind so eingerichtet, dass wir jeden Augenblick bereit sind, einen angriff von feindlicher Seite zu erwarten, und jeden Morgen, wenn die Sonne aufgeht, frägt man sich, siehst du wohl diesen Abend die Sonne noch untergehen. Darum verzagen wir aber doch nicht und halten guten Muth, wiewohl ich nicht der tapferste Krieger bin, denn jedesmal, wenn ich das Gewehr zum schießen lege, thut es mir wirklich leid. Trotzdem stehe ich fest fürs Vaterland, und vertraue auf Gott, denn er verlässt kein ehrlichen Deutsche, und hoffentlich wird Gott die Sache bald so lenken, dass wir mit ruhe wieder in unsere Heimat einkehren, und in den Armen unserer Lieben eilen. [...]

Wenn wir nur mit der Festung hier fertig wären, dann würden wir recht bald wieder heimkehren. Ergibt sich das Volk aber nicht, so kostet es noch manchen jungen Krieger sein Leben, denn es ist eine sehr starke Festung. Außerhalb der Festung kann er nichts machen, denn die Festung ist ganz umzingelt, und wir haben hier Wallgräbens gemacht, wo wir uns decken können. Alles zu schreiben, wie es hier zugeht, erlaubt mir die Zeit nicht [...].“

Theodor Fleuth,³⁵ Großley/Granlay, 20. November 1870:

„[...] Sie wollten auch wissen, ob ich mit im Gefächt gewesen wart. Ja, ich habe wieder eine Schlacht mit gemacht, wir standen aber Erst zur Reserve. Da nun die andern Regimenter zurückgeschlagen wurdn, da mussten wir vorziehen, nicht deswegen, dass Sie sich nicht Tafer gezeichnet hatten, sondern das Sie große Verlusten und viele von Ihnen gefangen waren. Ich kann Ihnen sagen, es war ein heißer tag, es war kein Gefächt wie im Felde, sondern ein gehörig Straßen gefächt. Die Pionier gingen vor uns und rissen mit Beil und Axen die Barokade nieder, schlugen die Thürn und Fenster offen, denn die Franzosen saßen alle in den Häusern und Schossen durch die Dächer, Fenster und Thüren aus. Unser Jeneral über stieg zu Erst die Brikade mit der Fahne in der Hand, und wir folgten Ihm alle mit Helden Muth und namen an diesem tag 1500 gefangen, und die gefangene, die die Franzosen von uns hatten, auch beinahe ganz wieder. Wir verloren an diesem

34 Vollständig ediert in Stubenhöfer, „Mit Gott für König und Vaterland“ (wie Anm. 32), S. 81 f.

35 Ebd., S. 89–91.

Tage 600 Mann an verwundeten und todtten und 34 Offizieren. Es war ein schöner Sieg nach hartem Kampf.

Sie waren auch Neugierich, wo ich an den Pariser bogen und die Blumen gekommen.³⁶ Das können Sie sich leicht denken: Mit fünf finger und einem grief, denn hier in den Dörfer und Städten ist ja kein Mensch mehr, wir haben alles zum besten. Sie meinten, wie weit wir von Paris ab wären. Wir sind nur $\frac{3}{4}$ Stunden von Paris. [...]

Ich kann Ihnen sonst keine Neuigkeiten schreiben. Als Trauerige Nachricht von zu Hause, das mein viel geliebter Vater auf Sterben liegt und einer von meine brüder vor Metz gefallen ist und einer von meinen Brüder von Metz zu Hause gekommen ist und hat den Typhus und auch Vielleicht sterben wird. Und wie es mit meine zwei andern Brüder ist, die im Feld sind, weiß ich nicht, ob sie noch leben, denn zu Hause hatten sie schon 6 wochen keinen brief mehr von Ihnen gekrieicht.

Aber trotzdem ein deutsch herz verzaget nicht. Und immer mit frohen Muth. Mit Gott für König und Vaterland. [...]"

Joseph Rothkopf,³⁷ Le Mans, 16. Januar 1871:

„[...] Vor allem wünsche ich Ihnen zum neuen Jahre viel glück, und wollen hoffen, dass daß neuen Jahr für uns Alle ein glückliges wird. Der Schluß des alten Jahres, sowie der Anfang des neuen Jahres bis zum 12ten waren für uns harte und schlimme Tage. Fast jeden Tag standen wir ins Gefecht. Der liebe Gott hat mir Glück zum neuen Jahre verliehen, denn tausende Kugeln sind mir an den Ohren vorbei gesaust, und mancher Kamerad an meiner Seite gefallen. Gott sei Dank, ich bin mit gesunden Gliedern davon gekommen. Die schlimmsten Tagen hatten wir am 11ten und 12ten. Tag und Nacht waren wir im Feuer. Nachmittags um 5 Uhr mussten wir ein Dorf stürmen. Um 8 Uhr hatten wir unser Ziel erreicht, aber die Übermacht der Franzosen war zu groß. So mussten wir das Dorf, welches für das Nachtquartier bestimmt war, wieder verlassen und zurück ins Biewak im Schnee. Um 11 Uhr wurden wir vom Feinde angegriffen, doch an zurückgehen ist kein denken. Um 4 Uhr dregte sich der Mond durch die Wolken, da hieß es wieder vorwärts, drauf los gehauen. Es gelang uns, den Feind wieder aus dem Dorfe zu schla-

36 Der Briefbogen war mit französischem Briefkopf und einer schönen Seidenblume verziert. Der Schreiber gibt somit offen zu, dass er sich diesen unrechtmäßig angeeignet hat.

37 Vollständig in: Stubenhöfer, „Mit Gott für König und Vaterland“ (wie Anm. 32), S. 94–96.

10
 Freytag den 4. Jan 1871
 Meinste Christine!
 Ich habe schon sehr lange nicht
 von mir geschrieben und das ist
 meine Schuld aber nicht ist. Ich wollte
 schon von dir zu dir schreiben
 aber konnte nicht dazu kommen
 das ich so sehr von dir wechse
 wechsten wie für den Krieg
 mich der Tage dann so schreiben
 für 24000 Tausend für einen von
 der Lage bin die Menschen
 ganz gesund fette und die bei
 der Tage eine Woche bin und
 diese Woche möchte wir ganz
 wissen als wir die sind
 ganz gesund fette du mich
 wie sind wir so die in
 unsern alle Hallung sind
 den 20ten bin wir die
 im 3ten in unsern alle
 Luartian von der die in fette
 in die 2 Tage 20 Mann sind
 der die im 3ten kommen wir

Abb. 5: Feldpostbrief des Soldaten Theodor Fleuth an Christine Engels, Januar 1871

gen, trotzdem er die schönsten Positionen hatte, und machten weit zurück. Jetzt kochten wir uns schnell etwas Kaffee, denn wir wussten alle, dass es ein heißer Tag wurde. Nun ging es weiter auf Le Mans zu. Die artillerie fuhr auf und Bombardierte die Stadt. Um ½ 2 Uhr hieß es, die Stadt stürmen, Alles war gespannt, wem dieses Loos treffen sollte. Endlich hieß es, das 1te Bataillon 17, das 1te Bataillon 56 und 10te Jäger Bataillon. Ich hatte mir dem lieben Gott empfohlen, doch es ging besser, als wir dachten. Mit einigen Schüssen erreichten wir die Vorstadt. Hier wurde gleich Schnaps requiert, der uns Muth einflößen sollte. Nun gings auf der Stadt zu. Als wir die ersten Straßen erreichten, wurden wir freundlich empfangen, doch die freundliche aufnahme änderte sich. Als wir den Marktplatz erreichten, bekamen wir aus allen Straßen Feuer. Bürger und Soldaten schossen auf uns. Gleich wurden einige Häuser in Brand gesteckt und wild die Straßen gestürmt. Um 7 Uhr hatten wir an 2000 Gefangene, darunter viele Offizieren und 1 General, eine Mitrailleuse und die ganze Bagage erobert. Was es jetzt geben soll, wissen wir noch nicht. Wahrscheinlich müssen wir den Feind bis zur See verfolgen. Gebe Gott, dass es bald vorüber ist. Ich bin das Morden längst müde. Es ist nicht mehr zum ansehen [...].“

Theodor Fleuth,³⁸ Paris, 1. Februar 1871:

„Theuerste Lehrerin,

Ihren brief vom 23. d. M. habe ich richtig erhalten und darin gesehen, dass Sie ein Geschwür an der Hand hatte, welches mir sehr Leid thut für Sie.

Aber jetzt muß ich Ihnen auch mitteilen, dass wir jetzt Frieden Bald haben. Denn wir haben jetzt 20 Tage Waffen Ruhe und sind schon in die Vor [= Forts] von Paris eingerückt.

Ich bin auch schon mal in Paris Spazieren gewesen, denn wir dürfen frei in Paris gehen, und werde wahrscheinlich diese Woch den Einzug in Paris machen. Die Pariser sind so gemüthlich, das können Sie jar nicht glauben.

Hiermit will ich schließen und hoffe auf baldigst antwort und dass sie mir Schnell wie möglich Schreibe, was Sie für ein Geschenk von Paris gebracht haben wollen. Sie können sich wählen, was sie wollen.

Schreiben Sie aber so schnell wie möglich. [...].“

38 Ebd., S. 98.

Ludwig Eicker,³⁹ ohne Ort und Datum [vermutlich Februar 1871]:

„[...] Schon wieder bekommen wir im hiesigen Lazarethe einen Kranken-Zuwachs von ungefähr 350 Mann. Jetzt in der Kälte von Frankreich herunter, was nicht krank ist, das wird nun krank auf der Bahn. Wie ich höre kommen dieselben von Weissenburg. Gebe Gott, dass doch einmal diese Opfer, diese Schlächtereien zu Ende gehen. Es ist zu arg. Sind denn die hohen Herren ohne alles Gefühl; ist es denn gleich, ob die armen Kerle als Krüppel hier und überall herum laufen? Wenn Sie einmal hier die armen Jungen mit Krücken, womöglich ohne Arme oder Beine sähen. Ja, ich bin überzeugt, Ihnen würden die Augen überlaufen bei all dem Schmerz. [...]“

Die Briefeschreiber haben großes Mitleid mit ihren Gegnern, den Soldaten.⁴⁰ Was ihnen selbst geschehen konnte, sahen sie täglich am Anderen. Der gegnerische Soldat wird nicht als „entmenschlicht“ wahrgenommen, sondern als ein Mensch, wie man selbst auch einer ist – „das Morden“ als Ausdruck der Kriegshandlung in einer Feldpost ist sicher bemerkenswert, verbunden mit der Kritik: „Sind denn die hohen Herren alle ohne Gefühl?“ Die Gefühlsäußerung wird hier mit einem sozialen Status verbunden, der auch unter dem Aspekt der Nähe und Entfernung zum jeweiligen Geschehen und zu den Kampfhandlungen zu sehen ist.

Von der Adressatin, die die traditionell zugeschriebene Rolle der weiblichen Helferin auch in schweren Kriegszeiten einnimmt, erwarten die männlichen Briefschreiber, dass sie diese Gefühlsäußerungen versteht, so dass dies ihnen

³⁹ Ebd.

⁴⁰ In den Briefen sind eine ganze Reihe von Äußerungen enthalten, die Aufschluss über den Umgang mit Kriegsgefangenen oder die Einstellung gegenüber den feindlichen Soldaten und Zivilisten geben. In einem Forschungsprojekt der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf und der TU Braunschweig unter Leitung von Gerd Krumeich und Ute Daniel wurde von 2001 bis 2004 diese Thematik anhand von Selbstzeugnissen eingehend behandelt. Heidi Mehrkens, die sich in dem Projekt mit dem Titel „Frankreich und Deutschland im Krieg (18.–20. Jahrhundert)“ dem deutsch-französischen Krieg 1870/71 widmete, stellte anhand von ausgewerteten Selbstzeugnissen heraus, dass die Kommunikation gegenüber den gegnerischen Soldaten insgesamt weniger von Hass denn von Akzeptanz geprägt war, allerdings eine große Feindschaft innerhalb der Zivilbevölkerung herrschte. Diese Aussagen werden in dem hier vorgelegten Quellenmaterial bestätigt. Vgl. die digital vollständig zugängliche Veröffentlichung <http://digisrv-1.biblio.etc.tu-bs.de:8080/docportal/servlets/MCRFileNodeServlet/DocPortal_derivate_00001699/Chronologische_Darstellung.pdf;jsessionid=AE02CoD544578FDCEDB424BE8CFD6347?hosts=> (30.6.2014).

eine gewisse Entlastung gibt, ein Ventil für ihre große Angst ist und zugleich Trost spendet. Ohne Furcht davor, als schwach angesehen zu werden, können sie sich offensichtlich der Lehrerin anvertrauen. Der Soldat Theodor Fleuth zeigt, dass er noch dazu auch im Krieg als galanter Mann seinem Rollenverständnis gerecht wird, indem er der Lehrerin etwas Schönes als Zeichen seiner Dankbarkeit und Zuwendung mitbringen will und auf apertem Briefpapier schreibt; er genießt es offenkundig, Paris kennenzulernen, wie aus seinen Worten ersichtlich wird. Mit seinen Briefen ist jedoch gleichzeitig die immer wiederkehrende, flehende Bitte verbunden, nur ja zu schreiben. Er schreibt von traurigen Neuigkeiten aus seiner Familie, dem Tod des Bruders in Metz, der fehlenden Nachricht von zwei weiteren, die auch Soldaten seien, und auch, dass sein Vater im Sterben liege, er aber von zu Hause keinerlei neue Nachrichten habe, und verleiht damit seiner Furcht Ausdruck. Die Schlussfloskel „für König und Vaterland“, in besonders großer Schrift unter die Briefe gesetzt, wirkt da fast wie eine Beschwörung.

Die Angst, vielfach tabuisiert, ist ein Bereich, dem in einer Gender-Geschichtsschreibung mit männlicher Perspektive sicher ein breiter Raum zukommen würde.⁴¹ Männlicher Ausdruck von Schwäche, von Trauer, von Emotionen überhaupt ist auch heute im Kontext von Rollenzuweisungen und dem Selbstverständnis der Geschlechter zueinander ein gesellschaftlich wichtiges Thema, das innerfamiliäre Arbeitsteilungen, Elternzeit und den Umgang mit Kindern generell tangiert – selbst wenn Kriegszeiten besondere Zeiten sind.

4. Fazit

Mit der Bereitstellung und Rezeption geeigneter archivischer Quellen wird weiblichen wie männlichen Emotionen eine Stimme gegeben, die über rein individuelle Aspekte hinausgeht. Solche Quellen spiegeln kulturell geprägte und erlernte Verhaltensweisen wider, die im Rahmen von Gender Studies mit berücksichtigt werden sollten – denn nicht nur in der Frauen-, sondern auch in der Männergeschichtsforschung gibt es viele weiße Flecken.

41 „Angst“ als eine einzelne Emotion, das sei hier kurz angemerkt, bietet sich als Untersuchungsgegenstand an und wurde in zahlreichen Arbeiten bereits längst vor den Ansätzen der Emotionengeschichte schon seit den 1970er Jahren thematisiert, z. B. Jean Delumeau, *Angst im Abendland – Die Geschichte kollektiver Ängste im Europa des 14. bis 18. Jahrhunderts*, Reinbek bei Hamburg 1983.

Aufgrund ihrer Orts- und Regionenbezogenheit bieten Archive die Möglichkeit, eine Vielzahl von Dokumenten für innovative Zugriffe der Geschichtswissenschaft und der interdisziplinären Forschungen zur Verfügung zu stellen. Anhand der vorgestellten Beispiele konnte gezeigt werden, dass unter Mithilfe von Gender-Fragestellungen spezifizierbare und exemplarischen Aussagen zum Thema „Geschlechtergeschichte und Region“ möglich sind. „Raum“ wurde dabei zum einen als „sozialer Raum“ verstanden, der sich, jeweils abhängig von der Fragestellung, unterschiedlich konstituierte; zum anderen ließ der Begriff „Raum“ auch ein emotionales Verständnis zu. Eine der großen Stärken des sozialgeschichtlichen Ansatzes zeigte sich darin, jeweils wichtige Ergebnisse der Kontextualisierung und Vergleichbarkeit liefern zu können. Das hier vorgestellte Beispiel der Kriegsbriefe verdeutlicht, wie wichtig neben der amtlichen Überlieferung Sammlungsbestände in Archiven sind. Hilfreich wäre, solche auch aktiv einwerben zu können, was zumeist an personellen Ressourcen scheitert.

Mit Hilfe von Digitalisaten könnten archivische Quellen heute ganz ortsunabhängig genutzt werden. Allerdings müssten Möglichkeiten geschaffen werden, interessierte Bürger, Studierende oder Laien-Historiker mit dem teilweise doch recht fremdartigen Material und den Möglichkeiten der Auswertung vertraut zu machen. Eine wichtige Rolle kommt hierbei auch dem Archivpersonal zu, das die Bestände differenziert kennen und Nutzende qualitativ beraten können sollte. Letztendlich jedenfalls können Archive genügend Quellenmaterial anbieten, dessen Auswertung für die Erforschung der Landesgeschichte unter verschiedenen Zugriffen breite Möglichkeiten bietet. Wichtig wäre eine Vernetzung mit Universitäten, mit Museen und mit Geschichtsvereinen, um zum einen eine gesellschaftliche Breitenwirkung der Forschungen zu erreichen und zum anderen wissenschaftlichen Ansprüchen zu genügen.